

Kapitel 1

Zu viele Menschen, dachte er. *Zu viele Gesichter. Zu viele Absichten.* Es war unmöglich, allen auszuweichen, jeden Blick zu deuten. Und doch musste er an ihnen vorbei, wenn er vorwärtskommen wollte.

Kalte Luft blies ihm ins Gesicht und trug den Geruch von nassem Asphalt und Abgasen durch die Straßen. Tief hingen die Wolken über den Dächern, eine schwere graue Decke, die jeden Sonnenstrahl verschluckte. Selbst die Schaufenster wirkten im trüben Licht blass und leblos.

Plötzlich spürte er jemanden dicht hinter sich. Er wagte nicht, sich umzudrehen, sondern warf nur einen Blick über die Schulter.

Ihre Blicke trafen sich.

Die Frau sah sofort weg, als hätte er sie bei etwas ertappt.

Zwei Schritte. Ein Atemzug. Noch ein Paar Augen im Vorübergehen. Erst sie, dann er, als hätte jemand den Ablauf festgelegt.

Aus einem Hauseingang trat eine ältere Frau. Auch ihren Blick spürte er auf der Haut, tastend wie kalte Finger. Er blieb stehen. Nicht abrupt, eher so, als sei ihm gerade etwas eingefallen. Langsam schob er die Hand in die Jackentasche und vergewisserte sich, dass es noch da war. Griffbereit.

Kein Geräusch, nicht die kleinste Bewegung entging ihm.

Die ältere Frau näherte sich, gleichmäßig, ohne Eile. Wortlos ging sie an ihm vorbei. Kein Blick zurück. Als hätte sie an den Nächsten übergeben.

Eine weitere Frau hielt ihr Handy vor sich, doch ihre Finger bewegten sich kaum. Ihm wurde heiß, obwohl der kalte Wind ihm ins Gesicht schlug. Er beschleunigte, vielleicht eine Spur zu hastig, und versuchte, ruhig und tief zu atmen.

Denk an dein Ziel. Denk an den Weg.

Noch zehn Minuten bis zur Klinik. Zehn Minuten, die sich plötzlich dehnten wie eine Ewigkeit. Sie durften ihn nicht vorher abfangen. Sonst änderte sich alles.

Sie waren dicht hinter ihm. Er hastete um die nächste Ecke und schlüpfte durch eine angelehnte Haustür in den Schutz des Treppenhauses.

Es roch nach kaltem Stein. Im Halbdunkel der Kellertreppe hielt er den Atem an, lauschte und wartete. Seine Finger glitten in die Jackentasche. Selbst durch die Handschuhe spürte er das harte Holz.

Sein Herz schlug sofort ruhiger.

Wie von selbst kehrten seine Gedanken zu den Tagen zurück, an denen er daran gearbeitet hatte. An das monotone Hobeln und Feilen, die brennenden Finger und die kaum sichtbaren Fortschritte.

Pockholz hatte der Verkäufer empfohlen, ein Holz, beinahe so hart wie Stahl. Er hatte unterschätzt, wie viel Kraft es kosten würde, ihm seine Form abzurufen. Mit jedem Tag schmerzten seine Hände mehr, bis schließlich jeder Handgriff zur Strafe wurde.

Das Auftragen des Leinöls dagegen hatte sich beinahe wie Vorfreude angefühlt. Es hatte den Holzdolch abgedunkelt und die Maserung hervorgehoben. Ein Schmuckstück war er nicht. Doch darauf kam es nicht an.

Stimmen kamen aus dem Treppenhaus. Er durfte hier nicht bleiben. Nicht zu lange. Er löste sich von der Keller-
treppe, öffnete die Haustür und trat wieder hinaus. Er
musste sie abschütteln. Sie durften nicht ahnen, dass er
heute zur Klinik ging. Er beschleunigte, gerade genug,
um eilig, aber nicht gehetzt zu wirken.

Wenige Minuten später ragte die Klinik vor ihm auf,
erst als weißer Block, dann als gläserner Körper, der mit
jedem Schritt größer wurde. Auf dem Klinikgelände
wurde er zu einem von vielen. Er ließ die Schultern
sinken und verlangsamte seinen Schritt, als hätte er
gerade eine schlechte Nachricht erhalten.

Patient sein wie die anderen.

Der Haupteingang lag breit und hell vor ihm. Kameras
überwachten den Zugang. Er wandte sich nach rechts
und wählte einen Weg, den die Kameras nicht erfassten.

Hinter dem Gebäude fand er eine Stelle, von der aus er
den Raucherbereich überblicken konnte. Dort machte
sein Arzt gewöhnlich seine Pause. Er trat ein paar Schrit-
te zurück und blieb vor der dichten Bepflanzung stehen,
als würde er sich für das Grün interessieren.

Eine Frau trat an den silbernen Ascher und drückte
ihre Zigarette aus. Ein dünner Rauchfaden stieg auf und
verlor sich in der kühlen Luft. Sie drehte sich um und
verschwand aus seinem Blickfeld.

Er zog sich hinter das Gebäude zurück, wartete und
zählte seine Atemzüge. Nach ein paar Minuten trat er
wieder hervor, nur um gleich darauf erneut zu ver-
schwinden. Raucher kamen und gingen. Manche blieben
stehen, wechselten ein paar Worte, lachten kurz.

Endlich tauchte sein Arzt auf. Allein. Den weißen
Kittel bis oben geschlossen, zündete er sich eine Zigarette
an.

Er rief seinen Namen und winkte ihn heran, als begrüße er einen Bekannten und nicht seinen Arzt.

Für einen Moment blieb der Arzt stehen. Als sträubte sich etwas in ihm, als wollte er umkehren. Dann kam er doch auf ihn zu.

Erst als der Arzt fast bei ihm war, trat er einen Schritt zurück, tiefer in den toten Winkel.

»Hatten wir für heute einen Termin?«, fragte der Arzt.

Er stach zu.

Mit aller Kraft rammte er ihm den Dolch in die Brust.

Der Arzt riss die Augen auf. Ein erstickter Laut drang aus seiner Kehle. Seine Beine gaben nach. Er kippte vornüber und blieb reglos liegen.

»Für alles«, zischte der Mann, halb über den Arzt gebeugt.

Dann packte er ihn an den Handgelenken und schleifte ihn um die Ecke.

Noch ein kurzer Blick, dann ging er quer über die Wiese und weiter über den Trampelpfad, den die Leute nahmen, wenn sie es eilig hatten. Auch jetzt hielt er sich außerhalb der Reichweite der Kameras.

Hinter dem Klinikgelände ließ das Hämmern in seiner Brust nach. Die Einkaufsstraße war voller Menschen. Passanten musterten ihn im Vorübergehen, und in manchen Gesichtern glaubte er einen Funken Respekt zu erkennen.

Sie wussten es jetzt.

Er war der Auserwählte. Derjenige, der den Plan vollenden würde.

Kapitel 2

Die dunkle Wolkendecke öffnete sich einen Spalt, als wollte der Himmel nachsehen. Sonnenstrahlen drängten hindurch und ließen winzige Staubpartikel im Klassenzimmer glitzern. Ein schmaler Lichtstreifen fiel auf den Rücken der Lehrerin, während sie eine Aufgabe zum Rechnen mit Brüchen an die Tafel schrieb.

Für Apollo wurden die Staubteilchen zu endlosen Zahlenkolonnen, die der Sonne entgegenschwebten. Er fragte sich, wo das enden würde, wenn der Nenner immer größer und größer wurde.

Die Klassenlehrerin sah zu ihm herüber. Sie wusste, dass er die Aufgabe längst gelöst hatte.

»Wer möchte zur Tafel kommen?«, fragte sie und ließ den Blick über die Sitzreihen schweifen.

Apollo meldete sich nicht. Aufzeigen, nach vorn gehen, gelobt werden, das würde alles nur schlimmer machen. Die Lehrerin konnte ihn nicht beschützen, aber sie hatte verstanden. Sie nannte ihn vor den anderen nicht mehr vorbildlich.

Mit seiner Körperkraft beeindruckte Apollo niemanden. Er war zierlicher als die meisten Zehnjährigen in seiner Klasse. Mit seinem feinen Gesicht, der hellen Haut und dem blonden Haar, das ihm über die Stirn fiel, wurde er manchmal sogar für ein Mädchen gehalten.

Wenn er nachdachte, lag etwas Ernstes und Verletzliches in seinem Gesicht. Und weil er fast immer nachzudenken schien, freuten sich alle, die ihn kannten und mochten, umso mehr, wenn er lächelte.

Zu Beginn des vierten Schuljahres hatte Apollo gehofft, endlich Freunde zu finden. Deshalb brachte er Süßigkeiten mit und bot sie in der Pause an.

Der Erste griff sofort zu und nahm sich eine Handvoll Gummibärchen. Doch der Zweite schlug mit voller Kraft gegen die Tüte. Die Bärchen flogen durch die Luft und verstreuten sich auf dem Boden.

Danach wollte niemand mehr etwas nehmen.

Apollo wusste, was das bedeutete. Auch in diesem Schuljahr würde er der Psycho bleiben.

Nach Schulschluss strömten die Schüler aus dem Gebäude. Apollo hielt sich mitten unter ihnen und versuchte, nicht aufzufallen. Er senkte den Kopf, doch trotzdem spürte er die Blicke dreier Mitschüler, die ihn im Gedränge nicht aus den Augen ließen.

Im Schutz der anderen verließ er den Schulhof. Erst auf der Straße löste sich die Menge auf. Einige wurden von ihren Eltern abgeholt, die meisten bogen links in Richtung der Wohnblöcke ab.

Apollo schlug den Weg zum See ein und warf einen vorsichtigen Blick über die Schulter. Zwei Mitschüler folgten ihm fast auf selber Höhe, der dritte hielt sich etwas im Hintergrund. Kaum hatten sie ihn erreicht, sprangen sie um ihn herum und skandierten höhnisch: »Der Psycho muss nach Hause, der Psycho muss nach Hause ...«

Apollo ahnte Schlimmes. Ohne zu zögern, rannte er los.

Sie rannten hinterher, einer riss an seinem Rucksack, während Apollo verzweifelt mit den Armen ruderte, um sich zu befreien. Doch schon packte ihn ein anderer und nahm ihn in den Schwitzkasten.

»Lasst ihn los!«, sagte der Lange nach einer Weile und trat einen Schritt vor. Sein Blick war kalt, als er Apollo fixierte: »Warum hast du uns die Lösungen nicht geschickt?«

»Es ist besser für euch, wenn ihr selbst rechnet.«

Der Lange verzog keine Miene. Sein Blick glitt langsam über Apollo, als würde er ein seltsames Insekt betrachten. Dann schlug er zu.

Apollo zuckte zurück, sein Atem stockte. »Ihr bekommt nichts mehr von mir!«, rief er, diesmal blieben die feuchten Augen aus und er starrte trotzig vor sich hin.

»Wenn du uns die Mathe-Aufgaben nicht schickst, wirst du es bereuen. Ich hau voll drauf, das schwör ich dir!«

Die drei Mitschüler ließen von ihm ab, drehten sich um, lachten hämisch und wirbelten ihre Fäuste durch die Luft.

Apollo stand nur da und sah ihnen nach.

Hätte ich damals nur geschwiegen.

Sie hatten in einer kleinen Gruppe auf dem Schulhof zusammengestanden, und mit Matthias hatte etwas nicht gestimmt. War es seine blasse Haut gewesen? Die trüben Augen? Apollo wusste es nicht mehr genau.

Hätte er einfach weggesehen und nichts gesagt, wäre vielleicht alles gut gegangen. Vielleicht würde ihn heute niemand Psycho nennen.

Doch er hatte Matthias angesehen. »Du siehst ja richtig tot aus«, hatte er gesagt.

Einen Moment lang herrschte Stille. Die anderen sahen einander an, bis Matthias schließlich grinste. »Du spinnst ja!«

Apollo lachte als Erster, und die anderen stimmten ein. Auch Matthias lachte. Sie klatschten sich ab, und die Sache schien erledigt.

In den nächsten Tagen dachte Apollo kaum noch an seine Worte. Bis Matthias plötzlich im Unterricht fehlte.

Eine Woche später trat die Klassenlehrerin vor die Klasse. Schon bevor sie sprach, wusste Apollo, dass etwas mit Matthias nicht stimmte.

»Matthias wird für längere Zeit nicht am Unterricht teilnehmen können«, sagte sie. »Er hat Knochenkrebs.«

In diesem Moment richteten sich alle Blicke auf Apollo. Natürlich konnten Worte keine Krankheit herbeizaubern. Trotzdem wusste er, was die anderen dachten.

Seitdem hatte Apollo nie wieder etwas über Krankheiten gesagt, die er bei anderen zu spüren glaubte.

Er schlug den Weg nach Hause ein. Die Straßen dort waren meist menschenleer, gesäumt von gepflegten Gärten, hohen Hecken und breiten Einfahrten. Die Autos verschwanden in den Garagen, deren Tore sich hinter ihnen automatisch schlossen. Hin und wieder spielten kleine Kinder auf dem Abenteuerspielplatz am Seeufer.

Freunde hatte Apollo keine. Manchmal begegnete er Erwachsenen, mit denen er ein paar Worte wechselte. Doch heute war ihm auf dem ganzen Heimweg niemand begegnet. Niemand, der Fragen zu seinem Gesicht hätte stellen können.

Mama und Papa waren bei der Arbeit, Emma in der Ballettschule, Sophia mit dem Haushalt beschäftigt. Sie würde es vermutlich nicht bemerken.

Aber Francesco würde es sehen. Er war immer irgendwie da, besonders dann, wenn man am wenigsten mit ihm rechnete. Papa nannte ihn manchmal hinter vor-

gehaltener Hand den »Wachhund« – nicht spöttisch, sondern weil Francesco seine Aufgabe ernst nahm.

Und wenn er gute Laune hatte, stellte er nebenbei einen Topf auf den Herd und kochte die besten Spaghetti, die Apollo kannte.

Apollo zog die Haustür leise hinter sich ins Schloss und hoffte, unbemerkt an Francesco vorbeizukommen.

»Heute bist du aber spät dran. Hat die Schule Überstunden gemacht?«, fragte Francesco mit seinem unverkennbaren italienischen Akzent.

Apollo neigte den Kopf zur Seite und versuchte, seinem Blick auszuweichen. Doch Francesco war schon bei ihm. Blitzschnell ging er in die Hocke und betrachtete das leicht geschwollene Auge.

»Mamma mia! Das war bestimmt ein sensationeller Fight. Hast du ihm wenigstens ordentlich eingeschenkt?«

»Ich habe mich nur gestoßen«, murmelte Apollo.

»Mamma mia! Gestoßen? Das sieht ganz und gar nicht danach aus!« Francesco fuchtelte mit den Händen, als müssten sie ausdrücken, was seine Worte allein nicht schafften.

»Es ist wirklich nicht schlimm«, flüsterte Apollo.

Francesco zog ihn an sich. »Immer schlimm, wenn es dir nicht gut geht.«

Für einen Moment hielt er ihn fest. Dann trat er einen halben Schritt zurück und musterte Apollos Gesicht. Die Wärme in seinen Augen war verschwunden.

»Wer war das?«, fragte er leise.

Apollo zögerte. Vor ein paar Monaten hatte er sich schon einmal mit einem Jungen geprügelt und Francesco alles erzählt. Noch am selben Tag hatte Francesco die Sache auf seine Weise geregelt, wie er es nannte.

Danach hatte der Junge Apollo in der Schule nur noch aus der Ferne angesehen und einen großen Bogen um ihn gemacht.

Nein. Diesmal würde Apollo keinen Namen nennen. Diesmal musste er allein damit fertigwerden.

Francesco richtete sich auf.

Mit seinem kräftigen, kantigen Körperbau und dem Totenkopftattoo am Hals wirkte er auf den ersten Blick einschüchternd. Aber Apollo wusste, was sich hinter dieser Fassade verbarg. Francesco war warmherzig. Und er war sein Freund.

»Ich möchte mich kurz hinlegen, bevor ich mit den Hausaufgaben anfangen«, sagte Apollo.

»Wir essen gleich.«

»Ich habe aber keinen Hunger.«

Mit gesenktem Kopf stieg Apollo langsam die Treppe zu seinem Zimmer hinauf. Jeder Schritt fühlte sich schwer an, als würde er die Last seiner Lüge mit nach oben tragen.

Auf dem Bett lag Grimaldo, die Beine lässig zur Seite gestreckt, den Kopf würdevoll abgewandt. Sein tief-schwarzes Fell glänzte im Licht, die weißen Pfoten sahen aus wie kleine Handschuhe.

Als Apollo eintrat, blinzelte Grimaldo zu ihm herüber. Gelassen, als wüsste er längst alles über das Leben.

Leise schloss Apollo die Tür hinter sich und schlüpfte aus den Schuhen. Grimaldo hatte sich – wie so oft – genau in der Mitte ausgestreckt.

Seine Majestät beanspruchte natürlich den besten Platz.

Typisch, dachte Apollo und musste trotz allem kurz schmunzeln.

Für ihn blieb nur ein schmaler Streifen am Rand. Behutsam legte er sich dazu, strich über das weiche Fell des Katers und drehte sich auf den Rücken.

Mit mir stimmt etwas nicht.

Niemand durfte davon erfahren. Sonst würden sich noch mehr von ihm abwenden. Also musste er vorsichtig sein. Die Gedanken für sich behalten, damit sie ihn nicht verrieten.

Nach einer Weile streckte sich Grimaldo, gähnte ausgiebig und ließ sich mit einem sanften Plumps auf Apolos Brust nieder. Er rollte sich zusammen, und bald war nur noch sein leises Schnurren zu hören.

Kapitel 3

Christiana Heimer stand am Fenster und blickte auf das Klinikgelände hinaus, so wie ihr Vater es noch heute tat, wenn ihn ein Problem beschäftigte.

Sie hatte den ganzen Tag funktioniert. Erst jetzt, am Fenster, begann das Geschehene langsam zu ihr durchzudringen.

Auf dem Gelände der psychiatrischen Klinik war Doktor Sebastian Wenger niedergestochen worden. Wenig später war er seinen schweren Verletzungen erlegen. Sie hatte ihn kaum gekannt.

Für sie war er nicht mehr als ein Gesicht auf dem Flur gewesen, ein knappes Nicken, ein paar Worte im Vorbeigehen.

Sie wusste nur, dass er verheiratet war und zwei Töchter hatte. Zwei Mädchen, die an diesem Morgen noch fest damit gerechnet hatten, ihr Vater würde am Abend wie immer nach Hause kommen.

Vom Flur drangen Schritte und gedämpfte Stimmen herein.

Seit Stunden war die Polizei im Haus. Sie hatte den Tatort gesichert, Wengers Spind durchsucht und befragte nun die Mitarbeitenden, nahm Namen und Uhrzeiten auf.

Inzwischen hatte Christiana erfahren, dass Thomas Burri, ein ehemaliger Patient der geschlossenen Abteilung, am Morgen auf dem Klinikgelände gesehen worden war.

Vor Jahren hatte Burri geschworen, sich zu rächen. Wenger war nicht der Einzige gewesen, dem seine Drohungen gegolten hatten. Trotzdem hatte ausgerechnet Wenger ihn weiterhin ambulant behandelt.

Mit jedem neuen Detail verdichtete sich der Verdacht gegen Burri.

Die Polizei hatte nach Burris Adresse gefragt und sofort einen Streifenwagen dorthin geschickt.

Christiana setzte sich wieder an den Computer und öffnete erneut seine elektronische Patientenakte. Noch immer wurde Burri ambulant von der Klinik betreut.

Vor vierzehn Jahren hatte er zuerst seiner Frau, dann seinen beiden Kindern die Kehle durchgeschnitten.

Christiana scrollte weiter bis zum letzten Gutachten. Unter dem Dokument, das Burris Entlassung aus dem Maßregelvollzug ermöglicht hatte, stand der Name ihres Vaters.

Sie wollte nicht daran denken, was ihrem Vater bevorstand. Nach seiner Rückkehr würde er sich den Fragen der Presse stellen müssen.

Ausgerechnet jetzt hielt er einen Vortrag auf einem Psychiatriekongress in Japan. In seiner Abwesenheit hatte sie getan, was sie konnte. Unmittelbar nach der Tat hatte sie die Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit angewiesen, eine Pressemitteilung vorzubereiten. Darin sollte es heißen, die Gedanken der Mitarbeitenden der Schloss-

kliniken seien in dieser schweren Stunde bei Wengers Familie.

Das Schreiben an Wengers Ehefrau hatte sie selbst verfasst.

Als Marketingvorstand fiel es ihr nun zu, die Krisenkommunikation zu koordinieren und den Schaden für die Klinik so gering wie möglich zu halten. Die nächsten Tage würden ihre volle Aufmerksamkeit verlangen.

Immer wieder kehrten ihre Gedanken zu Burris Akte zurück.

Warum hatte ausgerechnet ihr Vater dieses Gutachten verfasst?

Erstens war er CEO der Schlosskliniken AG, eine Aufgabe, die ihn bereits vollständig ausfüllte. Zweitens arbeitete er weiterhin in der Forschung. Und drittens hatte er sich in den vergangenen Jahren konsequent aus gutachterlichen Stellungnahmen herausgehalten.

Vor ihrem inneren Auge sah sie bereits das Foto ihres Vaters in der Presse. Darunter die Schlagzeile: *Psychopath auf freiem Fuß – überlasteter Psychiater trägt die Verantwortung.*

Christianas Unruhe wuchs. Sie legte beide Hände in den Nacken und massierte die verspannten Muskeln. Schließlich griff sie nach dem Bilderrahmen auf ihrem Schreibtisch.

Wenn sie der Gegenwart für einen Moment entfliehen wollte, nahm sie das Foto ihrer verstorbenen Mutter zur Hand. Die Erinnerung an die unbeschwerten Augenblicke ihrer Kindheit machte das Leben ein wenig leichter.

Sie sah sich wieder vor dem Spiegel sitzen. Fast glaubte sie, den Kamm über ihre Kopfhaut gleiten zu spüren und den vertrauten Duft des Shampoos zu riechen. Ihre

Mutter stand hinter ihr und kämmte langsam und behutsam ihr blondes Haar. Danach tauschten sie die Plätze, und Christiana strich mit derselben Behutsamkeit durch das Haar ihrer Mutter.

Damals hatte sie geglaubt, es würde immer so bleiben.

Sie hatte ihrer Mutter von den dämlichen Jungen aus der Schule erzählt, die ihr hinterherliefen, sie anstarrten, anmachten und einfach nicht in Ruhe ließen.

»Manche Mädchen wären froh, wenn sie solche Probleme hätten«, hatte ihre Mutter mit einem sanften Lächeln erwidert und Christianas persönliches Drama, wie so oft, behutsam in eine andere Perspektive gerückt.

Sie sah das ovale Gesicht ihrer Mutter vor sich, die sanften Wangenknochen und die strahlenden Augen, deren tiefes Blau von innen zu leuchten schien. Für einen Augenblick stand die Zeit still.

Als Kind hatte Christiana sich immer gewünscht, eines Tages so schön zu sein wie ihre Mutter. Ihre eigenen Augen waren etwas heller, doch sonst war die Ähnlichkeit verblüffend.

Sie war vierzehn gewesen, als ihre Mutter an Brustkrebs starb. Seitdem hatte es so viele glückliche Momente gegeben, die sie gern mit ihr geteilt hätte. Vor allem die Geburt von Apollo und Emma.

Ihre Mutter hätte die Babys stundenlang im Arm gehalten, ihnen über die rosigen Wangen gestrichen, die winzigen Hände in ihre genommen und leise *La-Le-Lu, nur der Mann im Mond schaut zu* vorgesungen.

Und mit einem Mal hörte Christiana die Melodie wieder, leise und brüchig, irgendwo tief in ihrer Erinnerung.

Ihre Mutter hätte auch Stefan gemocht. Er drängte sich nie in den Vordergrund, überließ den Mittelpunkt lieber anderen. Darin war er ihr ähnlich gewesen. Auch sie

hatte die zweite Reihe geliebt und nie gern im Scheinwerferlicht gestanden.

Christiana hingegen konnte das von sich nicht behaupten. Den Ehrgeiz hatte sie von ihrem Vater geerbt, und nie hätte sie gedacht, dass ausgerechnet diese Eigenschaft ihr Leben einmal so schwer machen würde.

Er wollte, dass sie in wenigen Jahren als CEO die Verantwortung für die Schlosskliniken AG übernahm. Sie hatte genickt. Selbstverständlich hatte sie genickt.

Ihr Vater nannte es ihre Pflicht. Zu Hause aber waren es die Stunden, die fehlten. Ein Abendessen, das sie verpasst hatte, weil noch ein Termin dazwischengekommen war. Ein Elternabend, zu dem Stefan allein gehen musste. Ein Gute-Nacht-Kuss, den er den Kindern an ihrer Stelle gab.

Sie stellte den Bilderrahmen zurück und ließ den Blick über den Bildschirm gleiten: Sitzungstermine, Entscheidungen und nun eine Krise, für die es keinen Plan gab. Alles war dringend, alles wichtig. Und doch war sie auch Mutter.

Vor ihrem inneren Auge tauchten Apollo und Emma auf, so klar, als stünden sie neben ihr. Apollo mit diesem ernsten Blick, der manchmal schon zu erwachsen wirkte. Emma, die über ihre eigenen Witze am längsten lachte.

Schon jetzt sahen die Kinder in der Haushälterin so etwas wie eine zweite Mutter. Christiana schluckte. Vielleicht war das Schlimmste an allem, dass es funktionierte. Ihre Abwesenheit ließ sich organisieren, bis sie irgendwann nicht mehr auffiel.

Ihr Smartphone vibrierte und riss sie aus ihren Gedanken. Sie zögerte, schüttelte dann den Kopf.

Wieder diese Gedankenschleife, die zu nichts führte.

Sie nahm ab.

»Was gibt's?«, fragte sie. Von ihrer inneren Unruhe war nichts zu hören.

»Herr Lüthi vom Blick ist in der Leitung«, sagte die Sekretärin. »Er möchte einen kurzen Beitrag zum Tötungsdelikt auf dem Klinikgelände schreiben und gibt uns die Gelegenheit, unsere Sicht darzulegen.«

»Stell ihn bitte durch.«

»Guten Tag, Klaus Lüthi vom Blick. Spreche ich mit Frau Christiana Heimer?«

»Ja. Was kann ich für Sie tun?«

»Ihr Vater ist leider nicht erreichbar. Könnten Sie uns einige Fragen beantworten? Es geht um das Tötungsdelikt auf dem Gelände der psychiatrischen Klinik.«

»Sie verstehen sicher, dass wir alle sehr betroffen sind. Unsere Gedanken sind bei den Angehörigen. Doktor Sebastian Wenger war ein hochgeschätzter Kollege, und viele Mitarbeitende stehen noch immer unter Schock. Zu den laufenden Ermittlungen kann ich mich nicht äußern. Für weitere Auskünfte wenden Sie sich bitte an die Medienstelle der Polizei.«

»Das verstehe ich. Dennoch möchte ich Sie fragen: Sehen Sie Defizite bei der Sicherheit oder beim Umgang mit psychisch auffälligen Straftätern?«

»Unsere Sicherheitsvorschriften und Abläufe wurden im vergangenen Jahr extern überprüft. Dafür haben wir ein entsprechendes Gütesiegel erhalten. Unsere Maßnahmen gehen deutlich über die gesetzlichen Mindestanforderungen hinaus. Trotzdem werden wir den Vorfall zum Anlass nehmen, sämtliche Abläufe noch einmal kritisch zu prüfen. Wo Verbesserungen möglich sind, werden wir sie unverzüglich umsetzen.«

»Glauben Sie, dass es einer Ihrer Patienten war?«

»Zu dieser Frage kann ich mich nicht äußern. Bitte wenden Sie sich an die Medienstelle der Polizei.«

»Oder gab es in letzter Zeit Streit unter den Kollegen?«
Christiana holte hörbar Luft. Die Geste sollte ihm zeigen, dass er zu weit gegangen war.

»Ich muss jetzt meine Tochter vom Ballett abholen.«

Nachdem sie aufgelegt hatte, blieb sie noch einen Moment sitzen.

Neben der Trauer regte sich noch etwas anderes in ihr. Die Angst, dass dies erst der Anfang war.

Kapitel 4

An regenfreien Arbeitstagen verbrachte Doktor Stefan Heimer seine Mittagspause am Zürichsee. Während seine Kollegen in der Adamsstube im Zurihorn zusammen-saßen, ging er hinunter ans Wasser. Nicht, weil er ihre Gesellschaft mied. Mit den Psychologen und Psychiatern seiner Praxis verstand er sich gut. Doch diese eine Stunde am Tag gehörte ihm allein.

Mit seinen fast eins neunzig war er ein großer Mann, der dennoch wenig Raum einnahm. Das dunkle Haar wurde an den Schläfen grau, sein schmales Gesicht wirkte ernster, als er war. Erst wenn er lächelte, verschwanden ein paar Jahre daraus.

Menschen fassten schnell Vertrauen zu ihm. Vielleicht, weil er zuhörte, ohne dabei schon an die Antwort zu denken. Vielleicht auch, weil ihm jene kleine Unsicherheit geblieben war, die man Männern seines Alters längst aberzogen hatte.

Die Herbstsonne spiegelte sich im Wasser. Heimer ließ den Blick über den See schweifen und hatte das Gefühl, im Leben genau dort angekommen zu sein, wo er immer sein wollte. Manchmal erschien ihm sein Glück voll-

kommen. Wäre da nicht die Vergangenheit, die sich immer wieder zurückmeldete.

Sieben Monate hatte er nach einem Sturz in den Bergen im künstlichen Koma gelegen. Der Unfall und die Wochen davor waren bis heute wie ausgelöscht. Nur einzelne Bilder waren geblieben, winzige Sterne in einem schwarzen All.

Manchmal überfiel ihn die Angst, mit seinen Erinnerungen auch einen Teil von sich selbst verloren zu haben. Dann legte sich ein leichter Druck auf seine Brust, begleitet von dem Gefühl, dass etwas nicht stimmte, ohne dass er sagen konnte, was.

Die Uhr an seinem Handgelenk tickte verlässlich weiter. In wenigen Minuten endete seine Mittagspause, und er würde wieder Menschen gegenüber sitzen, deren Wirklichkeit aus dem Takt geraten war. Menschen, die sich selbst verletzten, glaubten, die Zeit laufe rückwärts, oder Stimmen hörten, die für niemanden sonst existierten.

Während sich Erfolge in anderen medizinischen Disziplinen oft deutlich zeigten, bewegte er sich in einem Feld, in dem man sie leicht übersehen konnte. Ein etwas längerer Blickkontakt, ein erstes zaghaftes »Ich glaube, ich schaffe das«, ein einziger Tag ohne Rückfall.

Sein Beruf hatte weniger mit Heilen im klassischen Sinn zu tun als mit Aushalten. Er hielt die Stille aus, wenn niemand Worte fand. Die Verzweiflung, die sich an ihm entlud, weil er gerade derjenige war, der gegenüber saß. Und die eigene Ohnmacht, die ihn manchmal zu zermürben drohte.

Nach der letzten Sitzung verließ Heimer die Praxis und marschierte zum Hauptbahnhof. Dort stieg er in die S16 Richtung Küsnacht ein und setzte sich ans Fenster. Während draußen die Landschaft vorbeizog, ordnete er

im Kopf noch einmal den Tag. Gespräche, Gesichter, kleine Begebenheiten. Es gab keinen Grund anzunehmen, dass er weitere Erinnerungen verlieren würde. Trotzdem prüfte er sie immer wieder, als könnten sie verschwinden, wenn er nicht auf sie achtgab.

Manchmal fasste er ganze Tage zu knappen Berichten zusammen, als ließe sich Erinnerung durch Ordnung festhalten. Bei den verlorenen Wochen funktionierte es nie.

Besonders hartnäckig hielt Heimer an den ersten Bildern nach dem Erwachen fest. An der Frau neben seinem Bett, deren Gesicht ihm nichts sagte. An dem Baby im blauen Strampler, das gähnte und ihn mit großen Augen ansah. Erst allmählich begriff er, dass diese beiden Menschen seine Familie waren.

Einige Tage später saß er im Rollstuhl vor einem Spiegel und erkannte auch den Mann darin kaum wieder. Die Arme schwächig, die Beine dünn, das Gesicht eingefallen. Von seinem früheren Körper war fast nichts mehr übrig.

Die Unsicherheit seiner ersten Schritte war ihm noch lebhaft in Erinnerung. Mit schmerzverzerrtem Gesicht hatte er damals quälend langsam den Rollator über den Flur geschoben. Jeder Schritt war ein Kampf gewesen. Mit eisernem Willen und konsequentem Krafttraining hatte er sich zurückgekämpft; nach einigen Monaten hatte er sogar sein Idealgewicht wieder erreicht.

Geblieben waren die Lücken in seinem Gedächtnis. Und eine Scham, für die er keinen Grund kannte. Er fühlte sich unvollständig. Eine treffendere Beschreibung fand er nicht.

Vom Bahnhof Küsnacht bis zur Villa seiner Frau waren es rund tausendfünfhundert Schritte, die Heimer bei jedem Wetter zu Fuß zurücklegte. Heute ging er

schneller als sonst. Sein Schwiegervater, der *Gott aller Götter in Weiß*, war in Japan auf einem Psychiatriekongress und würde erst in der kommenden Woche zurückkehren.

Heimer freute sich auf ein paar Abende ohne dessen ausufernde Monologe über die Welt der Psychiatrie.

Zuhause genügte Heimer ein Blick, um zu wissen, dass etwas nicht stimmte.

Apollo starrte auf seinen Teller.

Christiana lächelte gekünstelt, beinahe verkrampft.

Nur Emma war wie immer. Sie sah fröhlich in die Runde und schien bereits darauf zu warten, einen ihrer Schulwitze zum Besten zu geben.

»Papa wird dich gleich analysieren«, neckte sie Apollo und grinste ihn frech an.

Apollo revanchierte sich mit einem Tritt unter dem Tisch.

Ihr »Au« klang erstaunlich vornehm, begleitet von einem empörten Seitenblick, eine schauspielerische Glanzleistung für ein siebenjähriges Mädchen, das sich offenkundig an seiner Mutter orientierte. Seit Wochen nutzte sie jede Gelegenheit, ihrem Bruder eins auszuwischen, und obwohl sie drei Jahre jünger war, gelang es ihr mühelos, ihm auf Augenhöhe zu begegnen.

Heimer wollte seiner geliebten Petze nicht den Gefallen erweisen und nachfragen. Also wandte er sich an Christiana. »Und wie war dein Tag?«

»Es gab schon bessere.«

So wortkarg hatte er sie lange nicht mehr erlebt. »Was ist ...«

»Was sagt eine Null, wenn sie eine Acht sieht?«, fuhr Emma dazwischen und fixierte ihren Vater.

Heimer sah sie ratlos an und zuckte mit den Schultern.

»Schicker Gürtel!«

Emma lachte auf, und selbst Apollo konnte sich ihrer spaßigen Ausstrahlung nicht entziehen. »Bei Opa hilft auch kein Gürtel mehr«, legte sie schelmisch nach, und ihr Gesicht verzog sich zu einem breiten Smiley-Grinsen.

»Guten Appetit«, sagte Christiana und versuchte, Emma missbilligend anzusehen, was ihr deutlich misslang.

Nachdem Emma und Apollo den Tisch abgeräumt hatten, rannten sie in ihre Zimmer, um ihre bewilligte Internetzeit bis zwanzig Uhr auszunutzen. Heimer und Christiana räumten das Geschirr in die Spülmaschine.

»Du hast doch was. Was ist los?«, fragte Heimer.

»Heute war ein grauenhafter Tag. Aber lass uns zuerst über Apollo reden. Er wurde heute in der Schule wieder geschlagen. Es nimmt einfach kein Ende. Wir sollten uns endlich dazu durchringen, ihn auf eine Privatschule zu schicken.«

»Er muss lernen, sich durchzusetzen. Du weißt, dass mir sozioökonomische Diversität für seine Entwicklung wichtig ist.«

»Jetzt red bitte nicht so geschwollen. Er ist bei seinesgleichen besser aufgehoben.«

»Was zu einer elitären Haltung führen wird.«

»Doch nicht bei Apollo. Was hältst du von St. Gallen? Das Internat hat einen ausgezeichneten Ruf.«

»Dann würden wir Apollo nur am Wochenende und in den Ferien sehen. Willst du das?«

»Schatz«, sagte sie und legte den Kopf schief. »Wir verzichten doch nur auf das gemeinsame Abendessen. Sonst sitzt du um diese Zeit ohnehin über deinen Akten.«

Heimer ahnte, was jetzt kommen würde.

»Und wie oft kommt einer von uns erst nach Hause, wenn die Kinder längst im Bett sind? Hatten wir uns nicht versprochen, dass die Familie Vorrang hat?« Sie sah

ihn eindringlich an. »Bei deinen Patienten bemerkst du jede noch so kleine Veränderung. Aber die Probleme deines eigenen Sohnes nimmst du kaum zur Kenntnis. In der Schule wird er ausgegrenzt, nur weil er aus einer der reichsten Familien der Schweiz stammt. Willst du ihm das bis zum Schulabschluss zumuten?«

Heimer hielt inne, die Hand noch an der Klappe der Spülmaschine. Ihre Worte schmerzten, weil in jedem Satz Wahrheit steckte. Sein erster Impuls war, sich zu verteidigen, alles zu erklären, nüchtern zu bleiben.

Stattdessen legte er den Arm um ihre Taille und zog sie an sich. »Es tut mir leid, dass dich das so mitnimmt.« Er küsste sie. »Lass uns Unterlagen von dem Internat anfordern. Dann überlegen wir gemeinsam, ob das der richtige Weg ist. Einverstanden?«

Sie küsste ihn auf die Wange und wischte ihm danach die rote Lippenspur vom Gesicht. »Entschuldige bitte, dass ich so heftig reagiert habe. Es war ein entsetzlicher Tag.«

Erst jetzt bemerkte Christiana, dass Apollo keine fünf Meter von ihnen entfernt stand. Sein gestreifter Schlafanzug war immer noch zu lang und bedeckte seine nackten Füße. Die feuchten Augen und der traurige Blick verriet, dass er das Gespräch gehört hatte.

»Komm, Schatz, ich bringe dich in dein Zimmer«, sagte sie. Hand in Hand stiegen sie die Treppe hinauf.

Heimer lehnte sich an die Spülmaschine. In seinem Bauch schnürte sich etwas zusammen, als wollte es ihn von innen zerreißen. Hätte Apollo nur etwas gesagt, hätte er seiner Enttäuschung Luft gemacht, dann wäre es leichter zu ertragen gewesen. Jetzt blieb ihm nur der traurige Blick seines Sohnes, der sich still in sein Schicksal fügte. Wie leer würde ihm das Haus vorkommen ohne ihn? So viele Jahre hatten sie hier zusammen gelacht, diskutiert,

gespielt. Heimer starrte auf die Arbeitsplatte, als könnte sie ihm eine Antwort geben.

Wenn er jetzt zu Apollo hinaufging und sagte: »Es ist noch nicht entschieden«, würde er Christiana in den Rücken fallen.

Nein. Das ging einfach nicht.

Heimer blickte auf die Uhr. Zehn Minuten später kam Christiana wieder herunter. In ihrem Gesicht lag eine ungewohnte Anspannung, die so gar nicht zu ihr passen wollte.

»Apollo versteht unsere Entscheidung«, murmelte sie und setzte sich zu ihm.

Man muss es sich nur lange genug einreden, dachte Heimer.

»Es gibt Tage, da bricht einfach alles über einen herein«, sagte sie und senkte den Blick.

Heimer beugte sich ein Stück vor. »Schatz, was ist los?«

»Heute Morgen wurde ein Psychiater auf unserem Klinikgelände erstochen. Mit einem Dolch aus Holz.«

Heimer runzelte die Stirn. »Ein Holzdolch?«

»Ja. Einmal. Direkt ins Herz.« Christianas Stimme wurde leiser. »Ich darf gar nicht an seine Familie denken. Es ist einfach grauenhaft.«

Sie hob den Blick.

»Man verdächtigt Thomas Burri. Er war früher Patient bei uns. Vor vierzehn Jahren hat er seine Familie getötet. Damals wurde bei ihm paranoide Schizophrenie diagnostiziert.« Ihre Stimme stockte. »Paps hat ihn vor fünfzehn Monaten begutachtet. Seine Einschätzung führte dazu, dass Burri aus der forensischen Psychiatrie entlassen wurde.«

»Nimm dir das nicht so zu Herzen. Dein Vater hat als Gutachter nur das Rückfallrisiko eingeschätzt. Eine Pro-

gnose, mehr nicht. In solchen Fällen spielen immer mehrere Faktoren eine Rolle: Zweitgutachten, Zeugenvernehmungen, die Protokolle aus dem Maßregelvollzug. Die endgültige Entscheidung lag beim Gericht. Die Stellungnahme deines Vaters war nur ein Mosaikstein im Ganzen.«

»Alle halten Paps für eine Koryphäe. Niemand würde seine Expertise anzweifeln. Und jetzt das!«

Heimer setzte sich neben sie und zog sie behutsam an sich. Einen Moment hielt er sie einfach nur fest. »Es gibt keine Gutachten, die absolute Sicherheit bieten«, murmelte er. »Es ist immer eine Abwägung. Ein letzter Zweifel bleibt.«

Er strich ihr langsam über den Rücken. »Lass uns später ein Glas Wein trinken.« Dann löste er sich von ihr, schenkte ihr einen aufmunternden Blick und ging ins Arbeitszimmer.

Kapitel 5

Gegen einundzwanzig Uhr summite die Sprechanlage. Christiana griff nach ihrem Smartphone. Auf dem Display sah sie einen Mann um die fünfzig, der reglos in die Kamera starrte. Strähnlige Ponyfransen hingen ihm über die breite Stirn. In seinem unsteten Blick lag eine Anspannung, die er kaum zu beherrschen schien.

»Ja, bitte?«

»Ich muss mit Professor Beckmann sprechen.«

»Mit wem spreche ich?«

»Ein ehemaliger Patient.«

»Haben Sie auch einen Namen?«

»Thomas Burri.«

Christianas Körper spannte sich unwillkürlich an.

Der Mann, der seine Familie aufgeschlitzt hatte.

Ihre Finger schlossen sich fester um das Telefon. Einen Moment lang brachte sie kein Wort heraus.

»Rufen Sie in der Klinik an und lassen Sie sich einen Termin geben«, sagte sie schließlich. Sie sprach hastiger, als sie wollte.

»Bitte, ich muss Professor Beckmann sprechen. Bitte!«

Christiana legte auf.

Sofort summt die Sprechanlage erneut. Auf dem Display erschien wieder derselbe Mann.

Heimer kam aus dem Arbeitszimmer. »Christiana, gehst du mal ran? Ich weiß nicht, wo mein Handy ist.«

»Thomas Burri steht vor der Tür!«

»Wer?«

»Der Patient, von dem ich dir heute erzählt habe.«

»Ich schau nach«, rief Heimer und stürmte die Treppe hinunter.

»Nein, nicht öffnen! Lass ihn draußen stehen.«

»Was will er?«

»Mit Paps sprechen.«

»Ich geh nach oben und schau ihn mir an«, sagte Heimer.

Im ersten Stock ließ er im Schlafzimmer den Rollladen ein Stück hochfahren und blickte durch den schmalen Spalt. Der Mann stand noch immer auf dem Gehweg, die Hände tief in den Taschen seiner ausgebeulten, grellgelben Jacke vergraben. Er war groß und breit, sein Bauch zeichnete sich wie ein Kissen unter dem Stoff ab.

Heimer beobachtete ihn einen Moment, dann ging er ins Arbeitszimmer. Christiana folgte ihm.

»Ist er immer noch da?«

»Er steht vor der Gartenpforte.«

»Wir sollten die Polizei rufen«, sagte sie.

»Ich will erst sehen, was er macht.«

Heimer startete die Überwachungssoftware und schwenkte die Kamera unter dem Giebel in Richtung Straße.

Christiana trat hinter ihn und legte ihm die Hände auf die Schultern.

Heimer zoomte am Computer das Gesicht heran. Burri hatte ein rundes Gesicht, die Wangen wirkten leicht aufgedunsen. Strähniges Haar hing ihm wirr in die Stirn; darunter wucherten buschige Augenbrauen, borstig und abstehend wie alte Zahnbürsten. Er sah labil aus; sein fahriger Blick verriet Nervosität, vielleicht auch Verunsicherung. »Ich glaube, er braucht Hilfe«, sagte Heimer.

»Er scheint zu gehen«, stellte Christiana erleichtert fest. »Wir sollten Francesco und Sophia über den Vorfall informieren, falls er es tagsüber noch einmal versucht.«

»Ja. Er geht in Richtung See.« Heimer drehte den Kopf zu ihr. »Ich würde mir gern seine Akte anschauen.«

»Dir ist klar, dass das nicht erlaubt ist.«

»Ich komme morgen vorbei«, sagte Heimer und umfasste Christianas linke Hand, die noch auf seiner Schulter lag. »Lass uns ein Glas Rotwein trinken.«

Während Heimer in den Weinkeller hinabstieg, ließ sich Christiana im Wohnzimmer nieder.

Sanftes Licht aus dem Garten fiel durch die raumhohen Glastüren und ließ Terrasse und Wohnraum ineinanderfließen. Leise erfüllte *I Will Always Love You* von Whitney Houston den Raum. Christiana lehnte sich zurück und spürte, wie die Anspannung langsam von ihr wich.

Kurz darauf kam Heimer mit einer Flasche Rotwein zurück. Er betrachtete das Etikett und lächelte. »Ich habe den Lieblingswein deines Vaters aus dem Keller geholt.«

»Du Schlingel«, erwiderte Christiana und lehnte sich entspannt zurück.

Mit einem kleinen silbernen Korkenzieher öffnete Heimer sorgfältig die Flasche. Zufrieden legte er den Korken auf den Tisch, schenkte sich einen Schluck ein und ließ den Wein langsam im Glas kreisen. Im warmen Licht der Stehlampe schimmerte er rubinrot.

Heimer probierte, hielt einen Moment inne und nickte anerkennend.

»Perfekt. So wie du.«

Christiana streckte ihm ihr Glas entgegen. Mit einem sanften Lächeln schenkte er ihr ein.

Sie nahm einen Schluck, ließ den Wein einen Moment auf der Zunge liegen und bemerkte, dass Heimer sie noch immer ansah. Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht, als sie sich auf dem Sofa ausstreckte.

»Was hältst du davon, wenn wir ein paar Tage nach Venedig fahren?«, fragte sie. »Emma jagt Tauben über den Markusplatz, Apollo stürmt von einem Museum ins nächste, und wir vergessen einfach mal die Arbeit.«

»Das sollten wir ...«

Ein lauter Knall schnitt ihm das Wort ab. Gleich darauf donnerte es erneut gegen die Glasscheibe.

Heimer zuckte zusammen und ging mit schnellen Schritten zur Glastür. Draußen, im Licht der Gartenbeleuchtung, stand eine massige Gestalt.

»Bleib weg!«, schrie Christiana. Sie griff nach ihrem Smartphone. »Ich rufe die Polizei!«

Auf der Terrasse stand ein Mann in einer knallgelben Jacke, massig und unbeweglich wie ein Walross. Hinter der Glasscheibe brüllte er: »Entschuldigen Sie, bitte! Ich muss mit Professor Beckmann sprechen!«

Heimer sah in seine braunen Augen und war einen Moment lang versucht, ihn hereinzubitten. In seinem

Blick lag etwas Flehendes, beinahe Haltloses, das Heimer an manche seiner Patienten erinnerte. »Er ist nicht da«, sagte er ruhig. »Rufen Sie in der Klinik an und vereinbaren Sie einen Termin.«

»Bitte«, flehte der Mann. »Bitte.« Seine Pranken pressten sich gegen die Scheibe, als könnte er sie einfach aus dem Weg drücken.

»Meine Frau hat die Polizei gerufen. Sie werden gleich hier sein«, entgegnete Heimer sachlich und hielt dem Blick des Mannes stand. Die Gestalt vor der Scheibe wirkte auf Heimer wie ein ausgemusterter Zirkusclown. Die grellgelbe Jacke hatte schon bessere Tage gesehen und spannte sich über den massigen Bauch. Die rote Hose hing zu tief, als würde sie im nächsten Moment zu Boden rutschen.

»Helfen Sie mir!«, sagte der Mann leise.

Heimer las die Worte mehr von den Lippen ab, als dass er sie hörte. In diesem Moment erschien ihm Burri wie ein Ertrinkender und er selbst wie derjenige, der die rettende Hand verweigerte.

Plötzlich knallte Burri die Stirn gegen die Scheibe.

Heimer zuckte zusammen. Instinktiv fuhr seine Hand hoch, beschwichtigend.

Burri presste das Gesicht gegen das Glas, die Nase beinahe platt gedrückt. Dann rammte er den Kopf noch einmal dagegen, härter, entschlossener, als wollte er den Schmerz durch die Scheibe treiben.

»Weg von der Scheibe!«, rief Christiana, die zwei Meter hinter Heimer stand.

Burri schlug nun mit der flachen Hand gegen das Glas. Auf seiner Stirn klaffte eine Platzwunde. Blut klebte an der Scheibe, zog dünne rote Rinnsale nach unten, als würde das Glas selbst bluten. Burri schrie in die Nacht

hinein. Er sah Heimer verzweifelt an und torkelte davon, hinein in die Dunkelheit.

Heimer starrte ihm nach.

»Bist du wahnsinnig?«, schrie Christiana und schleuderte ihr Smartphone aufs Sofa. »Er hätte dich erschießen können. Du hast zwei Kinder!«

»Er hatte keine Pistole.«

»Woher willst du das wissen?«

Heimer trat langsam zurück und ließ sich auf das Sofa sinken. »Komm zu mir! Ich muss das erst einmal verarbeiten.«

Einen Augenblick blickte sie wild umher, öffnete den Mund, ohne etwas zu sagen, und setzte sich schließlich neben ihn. »Ich hatte Angst um dich. Warum verhältst du dich so leichtsinnig? Wir hätten beide aus dem Wohnzimmer verschwinden müssen«, sagte sie fast atemlos.

»Hast du seine Verzweiflung gesehen?«, fragte Heimer leise. »Er wollte uns nicht bedrohen. Seine Aggression war nur die andere Seite seiner Angst.«

Behutsam legte er den Arm um Christiana, doch ihr Atem blieb flach und hastig.

Sie stand auf, rang nach Fassung und versuchte, ihre Gedanken zu ordnen.

Seit ihrer Kindheit hatten psychische Erkrankungen die Gespräche in diesem Haus bestimmt, Zwangsstörungen, bipolare Krankheitsbilder, Schizophrenie und Persönlichkeitsstörungen in allen Schattierungen. Und jetzt stand ein ehemaliger Patient im Garten.

Es reichte. Christiana trat ans Fenster. Ihr Blick huschte suchend über den Garten, über Hecken und Beete, über die dunklen Ecken. In jedem Schatten konnte Burri lauern.

Heimer saß vornübergebeugt auf dem Sofa, das Gesicht in den Händen verborgen. Er hätte auf die Terrasse